

Poesie des Hungers

Autor(en): **Schnetzler, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und drüben unterbunden und der Verkehr über den Albrun und den Geißpfad lahm gelegt.

Die Binner setzen nun große Hoffnungen in die Straße, die in nächster Zeit vom Rhone-

tal aus nach Binn gebaut werden soll. Ob diese der an Glücksgütern armen Binnerbevölkerung die hochgespannten Erwartungen erfüllen — das ersehnte Glück bringen wird?

Bergtraum.

Lächelnd schloß ein Regenbogen
Aus zerblas'nem Nebelgrau,
Unter seinem Farbenwogen
Schlank und weiß stand eine Frau.
Talwärts hob sie an zu singen,
Tief und süß und sehnsuchtsvoll,
Daß es in die Schluchtenzwingen
Und um Felsenbrüste quoll.

Selig heimwehliebes Sehnen
Hat die Weise angestimmt
Und ein Lächeln, das mit Tränen
Unnennbar zusammenschwimmt.
Dann verscholl es an den Hängen
Und verklang von Wand zu Wand,
Mit den Regenbogensträngen
Blick das hohe Weib und schwand.

Adolf Frey.

Poesie des Hungers.

Von Rudolf Schneyer.

Fridolin Sommer schlenderte durch die Geschäftsstraßen der Stadt und studierte in den Schaufenstern mit fleißiger Aufmerksamkeit alle jene Dinge, nach denen sein Magen zur Stunde lebhaft begehrte, die für Fridolin jedoch unkäuflich waren, weil es ihm augenblicklich selbst an der kleinsten Münze fehlte. In den letzten Tagen war mit lyrischen Gedichten nichts mehr zu verdienen gewesen, und der junge Poet fragte sich ernstlich, was er als Lyriker in diesem zwanzigsten Jahrhundert eigentlich zu tun habe... Es gab sicher noch nie eine unpoetischere, unromantischere, antiidealischere Zeit als diese, in der es fast eine Sünde der Natur ist, Poeten zu erzeugen...

Eben ging er durch eine Straße, die links und rechts mit Kaufläden gesäumt war. Die Auslagen der Schwarzengeschäfte reizten Fridolins Magen, wie das rote Tuch den in die Arena getretenen Stier. Der junge Mann nahm sich zusammen und versuchte möglichst unauffällig an den Auslagen vorbei zu kommen. Dabei knüpfte er den untersten Knopf seines Kittels zu und streichelte beruhigend mit der Hand über die Magengegend, als möchte er sagen: na, sei doch ruhig, es ist ja gar nichts, sei brav und leg dich...

Auf und nieder ging er die Straße. Im Gehen dachte er darüber nach, ob denn diese Fenster der Bäckereien, Mehlgereien, Delikatessegeschäfte, Konditoreien und Cafés die Grundlage des Lebens seien, ja, vielleicht die Grundlage der Poesie; denn seit er mit seinem Magen in Unfrieden lebte, war ihm auch alle Freude an der Lyrik verflogen, gefielen ihm seine eigenen Ge-

dichte nicht mehr. Es ist wirklich sonderbar, auf was für Fundamenten das Dasein beruht.

Gebannt von irgend etwas stand er vor dem Auslagenfenster einer Mehlgerei still. Sonst haßte er gerade am meisten diese Geschäfte, die immer so blutig nach Mord, Totschlag und Zerfleischung aussahen. Ja, der Anblick einer Mehlgerei konnte ihm die zarteste lyrische Stimmung verderben. Und jetzt war es gerade eine solche, vor der er interessiert stehen blieb. Den Blick energisch auf die Fleischstücke geheftet, das Kinn voll Nachdenklichkeit auf die Brust gesenkt, die Hände auf dem Rücken, versenkte er sich derartig intensiv in den Anblick, daß er das übrige Dasein vergaß.

So stand er da, als ein Bekannter ihn traf. Verdutzt hielt dieser inne und schüttelte den Kopf. Dann trat er, vor sich hinlachend, herzu und sagte: „Seit wann findet der Poet ein solches Objekt der Beachtung wert? Du bist sonst ein Erzidealist und verachtest solche Dinge, die fernab von allem Schönen liegen und nur dem Leibe dienen.“ Fridolin wandte sich um und erkannte seinen pfiffigen Freund Haller, der ein gutgenährter und wohlsituirter Bankbeamter war und sich nächstens den Luxus des eigenen Familienlebens leisten konnte.

„Fernab von allem Schönen?“ fragte er.

„So hast du sonst selber von derlei Dingen gesagt,“ ergänzte der Freund.

„Kann sein“, gab Fridolin zurück. „Vielleicht hatte ich damals das innere Wesen dieser Dinge nur noch nicht erfasst. Heute dünkt mich das alles gar nicht so fernab von allem Schönen. Im Gegenteil: so eine Mehlgerei hat sogar

noch Stil, wenn man sie darnach betrachtet. Zum Beispiel da diese Wurst, die so dekorativ umschnürt ist, wie voll und plastisch ist ihre Linienführung. Sie hat sogar noch Gemüt, sie lächelt wie eine wohlgelaunte Matrone. Und dort jene schmalen, dünnen, länglichen Würstchen haben eine reizende Kindlichkeit an sich. Wie bewußt und klar ist überhaupt die Rangordnung der Dinge, die an den Gestellen hängen und dort neben der Kasse auf dem Tische liegen. Wie sprechend ist ihr Ausdruck. Und erst jene Fleischstücke... Leuchtend frisch ist ihre rote Farbe, in der noch das saftige, gesunde Leben zu pulsieren scheint. Auch in ihnen wohnte das Wunder des Daseins. Und nun lösen sie sich bald auf und gehen in andere Organismen über, um sich dort dem atmenden Leben neu zu verschmelzen. Was für Prozesse gehen hier vor sich... Eine Mehgerei ist ein wahres Laboratorium für die Chemie des Lebens. O nein, sie ist gar nicht fernab von allem Schönen, sondern dient auf ihre Art dem Geheimnis des Lebens, das wir nie genug bestaunen können."

"Heute bist du offenbar besonders poetisch aufgelegt", sagte der Freund.

"Nein, heute ist es mir im Grunde nicht um Poesie zu tun, heute rede ich nur von Tatsachen."

"Ach, das ist für euch Poeten dasselbe. Die zwei könnt ihr nie unterscheiden."

Sie gingen zusammen die Straße hinauf. Vor einem Bäckerladen stand Fridolin still. Der Duft frischgebackenen Brotes drang auf die Straße heraus.

"Kannst du die Sprache dieses Duftes verstehen?" fragte er seinen Freund. "In ihm ist der ganze Reiz einer stillen Landschaft eingeschlossen. Wenn ich hier stehe und diesen Duft einatme, entflieht meine Seele der Stadt und allen Nöten. Ich wandere auf einmal durch einen Feldweg, den zu beiden Seiten gelbe, mannshohe Ährenfelder säumen. Es singt in ihnen das Danklied der Erde an Gott, der sie wohl behütet und reich gesegnet hat. Oder ich stehe an einer in die Fluren vorspringenden Waldesecke unter einer großen Eiche, hebe die Hand über die Augen, schaue den Schnittern und den Garbenbindern zu. Die breiten Hüte wiegen die Köpfe über den Gesichtern und den weißärmeligen Armen. Fieberhaft wird gearbeitet; denn Wolkenberge schieben sich in die blaue Himmelskuppel hinein. Es riecht nach

Erde, Segen, Arbeit, Bauernfleiß, Hochsommer und Gottesgüte. Das alles zaubert mir dieser Bäckereiduft vor die Augen. Ach, wie wenig braucht es doch, um selbst in dieser belebten städtischen Geschäftsstraße durch freundliche Gesilde wandern zu können, an brotschweren Ähren vorbei."

"Phantast", murmelte der Freund. "Armseligster Idealist."

Dann standen sie vor einer Konditorei. Auf den Törtchen lag die Crème, wie trübe, winzige Leiche. Der blendend reine Rahm erinnerte an Schnee. Die Mandelkerne erzählten vom Süden.

"Die Auslage einer Konditorei ist immer einer der unwiderstehlichsten Anblicke", fing Fridolin an. "Direkt ein künstlerischer Anblick. Bitte, halte das nicht für Profanation. Betrachte die Wirkung eines solchen Fensters! Welches Konzert, welche Ausstellung vermag so die Besucher anzulocken? Vergleiche die Zahl der Bücherleser mit der der Törtcheneßer! Bei weitem nicht alle Menschen wissen, wer Beethoven und Bach waren, aber was eine Crèmeschnitte oder ein Erdbeertörtchen ist, weiß jedermann. Es ist aber auch ein eigener Zauber... Ich begreife, daß man am Ende noch an einer Mehgerei oder Bäckerei vorbei gehen kann, aber nicht an einer Konditorei. Hier, wo die Produkte des Südens und der exotischen Welt im gleichen Produkte sich mit denjenigen unseres Landes verschmelzen, hört die Geographie tatsächlich auf. Der Mandelkern auf einer Bisquit-torte! Begreifst du, daß darin etwas übergeographisches steckt? Etwas Übernatürliches und Überkontinentales? Was aber das Fesselndste an so einer Konditorei ist, das ist doch die Tatsache, daß hier mit der Natur beliebig umgesprungen wird und der Mensch aus ihr macht, was er will. Hier wird die Natur besiegt und umgewandelt nach den Ideen des Menschen. Alle Möglichkeiten werden aus ihr heraus geholt. Hat eine Konditorei nicht etwas Künstlerisches an sich? Heißt es doch: die Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann holen, der hat sie." —

"Heute scheinst du es darauf abgesehen zu haben, die profansten Dinge zu verpoetisieren," sagte der Freund im Weiterschreiten.

"Auch im Profansten steckt noch Poesie," antwortete Fridolin.

"Du liebst sonst die Geschäftsstraßen nicht."

"Ich verstand sie bisher nicht. Auch in ihnen läßt sich wandern, wie durch einen Garten."

Dann plötzlich blieb der Freund stehen, betrachtete Fridolin, der wieder gemagert zu haben schien, seit er ihn das letzte Mal gesehen.

„Hast du Hunger?“ fragte er. Mit gesenktem und rotwerdendem Kopf erwiderte der Poet leise:

„Ja, ich habe Hunger.“

„Ach so, darum...“ murmelte der Freund und griff in die Tasche, hielt jedoch mitten in der hilfsbereiten Geste inne.

„Was für wundervolle Begleiterscheinungen der Hunger zuweilen haben kann,“ sagte er. „Dich führt er zu der wundervollen Erkenntnis, daß auch im Profansten noch Poesie steckt. Er macht dir diese nüchterne, öde Straße zu einem Kranz herrlicher Landschaften. Du bist durch ihn in ungewöhnlich gehobene Stimmung gekommen, bist so aufgeweckter Sinne wie selten und nervenfein empfänglich für Eindrücke und die Ergründung der Dinge.“

„Ja, der Hunger macht empfänglich, selbst für das, was man sonst verabscheut.“ Der Freund zog die Hand wieder aus der Tasche. Fridolin sah, daß sie leer, mit offengepreizten Fingern, ans Licht kam.

„Dir ist selbst im Hunger noch die Poesie das Höchste und geht dir über alles. Man merkt

es an deiner Rede. Ihr Lyriker seid seltsame Menschen. Sogar den Hunger benützt ihr, um poetische Erkenntnisse zu sammeln. Hat nicht der Hunger dich dazu geführt, die Poesie des Unpoetischen zu entdecken?“ Wortlos, mit dem Kopfe nickend, bejahte Fridolin. Da sagte der Freund:

„Ich wollte dir eben beistehen und dich bitten, im nächsten Restaurant etwas zu dir zu nehmen. Da habe ich erkannt, daß ich dir damit keinen Dienst erwiese, dich vielmehr um deine neueste Erkenntnis gebracht hätte. Du bist überhaupt zu beneiden. Ein Mensch, der in einer städtischen Geschäftsstraße durch stille, duftende Landschaften zu gehen versteht und Romantik und Poesie aus Würsten, Brot und Schleckereien zu lesen versteht, muß ein reicher und beglückter Mensch sein, wie sie nicht oft zu finden sind. Ich komme mir arm vor dir vor und schäme mich, in all dem nur nüchterne, profane Prosa sehen zu können. Und ich verlasse dich, um nicht vor dir erröten zu müssen.“

Mit vieldeutigem Lächeln verschwand er in die nächste Nebenstraße.

Fridolin lehnte sich entmutigt an eine Affichensäule. Vor Schwäche hatte er kaum mehr die Kraft zum Stehen...

Zweifel.

Großes zu vollbringen,
Will mir nicht gelingen,
Im Besitz des Kleinen
Sollt' ich glücklich scheinen. —

Götter, schenkt das Können
Mir noch zu dem Wollen!
Oder, häßt' ich besser
Nicht erwachen sollen?

Adolf Keller.

Ein großer helvetischer Ingenieur.

Von Leopold Katscher.

Die kleine Schweiz hat der Welt schon zahlreiche große Ingenieure geschenkt. Zeugnis hierfür legen viele kühne Brücken-, Tunnel- und Eisenbahnbauten auf dem amerikanischen Kontinent, im Orient und in Europa ab, vor allem in der Schweiz selbst. Zu den berühmtesten helvetischen Technikern, die ihre Kunst überwiegend in der Heimat entfaltet haben, gehört einer, der überhaupt keine technische Unterrichtsanstalt und auch sonst keinerlei Mittel- oder Hochschulen besucht hatte, sondern lediglich die Volksschule; wenn er trotzdem viele kühnen Bauten in geradezu genialer Weise auszuführen vermochte, so war das seiner hohen angeborenen Begabung zuzuschreiben, seiner erstaunlichen, fast unfehlbaren Intuition, seiner unerschütterlichen Willenskraft, seiner ungeheuren Ausdauer. Ich spreche von dem großen Genfer

Louis Fabre, der mit Henri Dunant, J. B. Saussure und Daniel Colladon das herrliche Quartett der hervorragendsten Genfer Geisteshelden des 19. Jahrhunderts bildete. Er wurde am 26. Januar 1826 in dem Genfer Vorort Chêne geboren und starb am 19. Juli 1879 einen tragischen Tod „im Sattel“.

Der letztere Gedenktag wurde vor kurzem in der ganzen Schweiz begeistert gefeiert. Das kann nicht wundernehmen angesichts des Umstandes, daß Fabre der Erbauer des Gotthardtunnels war, welcher einerseits das bedeutendste schweizerische Tunnelbaumeisterstück darstellt und andererseits den Grund legte zum hohen Aufschwung des Fremdenverkehrs im Tessin, in der Zentralschweiz, im Berner Oberland und am Genfersee.

Tatsächlich ist die Erbauung der Gotthard-